

Beilage zu Nr. 90 des Grenzboten.

Neuenbürg, Samstag den 12. Juni 1897.

Ausland.

Der fünfte Weltpostkongress in Washington. Gegenwärtig tagt bekanntlich in Washington der fünfte Weltpostkongress, zu dem Vertreter von fast allen Staaten des Erdballs entsendet sind, und dessen, für eine Dauer von sieben Wochen berechnete Beratungen dazu dienen sollen, weitere Verbesserungen im internationalen Postverkehr zu schaffen sowie den Beitritt der wenigen noch außerhalb des Weltpostvereins stehenden Staaten anzuregen. Der am 6. April 1850 zunächst nur zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Postvereinsvertrag, dem aber bald Bayern, dann die anderen deutschen Staaten mit selbständigen Posteinrichtungen und schließlich auch die Thurn- und Taxis'sche Postverwaltung beitrug, bildet gewissermaßen den Ursprung des heutigen Weltpostvereins. Die großen Erfolge, welche durch diesen Postverein erzielt wurden, veranlaßten die Vereinigten Staaten von Nordamerika, den Versuch zur Gründung eines sämtlichen Staaten umfassenden, internationalen Postvereins zu machen. Zu diesem Zweck trat am 11. Mai 1863 in Paris eine Konferenz zusammen, auf welcher Belgien, Costarica, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, die deutschen Hansstädte, Italien, Niederland, Oesterreich, Portugal, Preußen, die Sandwich-Inseln, Spanien, die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika vertreten waren. — Wenn nun auch die Gründung einer allgemeinen Postunion nicht zu Stande kam, so wurden doch bestimmte Grundsätze vereinbart, welche bei Abschluß internationaler Postverträge als Unterlage dienen sollten. Erst im Jahre 1873 wurden auf Veranlassung des damaligen General-Postdirektors Stephan durch den Bundesrat der Schweiz die Regierungen von Griechenland, Belgien, Türkei, Portugal, Dänemark, Niederlande, Spanien, Italien, Frankreich, England, Oesterreich, Schweden, Rußland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einem Postkongress nach Bern eingeladen. Da sich aber drei Staaten, Rußland, Frankreich und die Türkei, zunächst noch ablehnend verhielten, so mußte der Kongress bis zum folgenden Jahre vertagt werden, doch nahmen dann auch noch Aegypten, Rumänien und Serbien außer allen vorgenannten Staaten an demselben teil. Das Ergebnis dieses Kongresses war die Gründung eines „Allgemeinen Postvereins“, dem alle Staaten, welche an den Beratungen teilgenommen hatten, beitraten, und die wesentlichste Errungenschaft des Vertrages war die völlige Freiheit des Transits, wodurch die politischen Grenzen, welche früher die hauptsächlichste Erschwerung in der Behandlung der Korrespondenzgegenstände verursacht hatten, für den Postverkehr völlig verschwanden. Der im Oktober 1874 in Bern unterschriebene Vertrag wurde zunächst nur für drei Jahre abgeschlossen und trat am 1. Juli 1875 in Kraft. Im folgenden Jahre traten Britisch-Indien und die französischen Kolonien dem Verein bei. Bis zum Juli 1877 traten dann noch die britischen Kolonien Seylon, Straits-Settlements, Labuan, Hongkong, Trinidad, Britisch-Guyana, Bermuda-Inseln, Jamaica und Mauritius, ferner sämtliche niederländischen, portugiesischen und spanischen Kolonien, Japan und Brasilien zum Verein hinzu. Die Aufnahme der vorstehend genannten Länder in den „Allgemeinen Postverein“ bedeutete einen Zuwachs von 234 000 Quadratmeilen mit 85 000 000 Einwohnern, sodaß also das Gesamtgebiet des Vereins am 1. Juli 1877 1 100 000 Quadratmeilen mit 700 000 000 Einwohnern umfaßte. Die Gesamtbevölkerung der Erde wird bekanntlich auf 1 400 000 000 Seelen geschätzt. Nach vielen Beratungen wurde Anfang Juni 1878 ein neuer Vertrag unterzeichnet, in welchem auch über den Austausch von Werbriegen und Postanweisungen Bestimmungen aufgenommen waren. An Stelle der bisherigen Bezeichnung

„Allgemeiner Postverein“ trat die Benennung „Weltpostverein“. Auf dem jetzt in Washington tagenden Kongress haben schon Korea, China und der Oranjerestaat um Aufnahme in den Weltpostverein gebeten. Nach Anschluß dieser drei Reiche sind als Vereins-Ausland nur noch Betschuanaland, Rhodesia, die Cookinseln und die Tokelaiseln zu betrachten. Ueberhaupt kein eigenes geordnetes Postwesen haben die nachstehend aufgeführten Staaten: Aethiopien, Afghanistan, Arabien, Belutschistan, China, Kaschmir, Korea, Labakh (Tibet), Marocco, die Samoa-Inseln und Sarawak.

Die drohende Gefahr amerikanischer Zollerhöhungen einerseits und die notwendigen Abänderungen der Festsetzungen unseres deutschen Generaltarifs andererseits nötigen fast sämtliche Zweige unserer Industrie, ihr Interesse auf das Schärffste zu überwachen und ihre Wünsche der Regierung bei Zeiten kund zu geben. Nach der augenblicklichen Lage der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika ist anzunehmen, daß Deutschland sich gezwungen sehen wird, in nächster Zeit Gegenmaßregeln zu treffen. Einer der wunden Punkte in diesen Beziehungen sind aber die Zollverhältnisse bezüglich der Ein- und Ausfuhr von Fahrrädern von und nach Amerika. Der „Bund der Industriellen“ hat daher Veranlassung genommen, im Interesse seiner Mitglieder aus der Fahrradbranche, sowie aller Fahrrad- und Nähmaschinen-Fabrikanten Deutschlands überhaupt, rechtzeitig das Augenmerk der Regierung durch eine Eingabe an das Auswärtige Amt auf notwendige Änderungen unseres bezüglichen Abkommens mit den Vereinigten Staaten und event. auch mit Frankreich und Oesterreich-Ungarn zu richten. Die Eingabe beruht im Wesentlichen darauf, daß, weil in amerikanischen Kapitalistenkreisen der Gedanke erörtert wird, die Erzeugnisse der amerikanischen Fahrradfabriken durch Errichtung zahlreicher Filialen als Abzählungsgeschäfte an das konsumierende deutsche Publikum zu verkaufen, wie dies zum großen Schaden der einheimischen Fabrikation mit den Nähmaschinen der Singer Company bereits geschieht. In der gleichen Gefahr befinden sich unsere Fahrradfabriken, deren Zahl täglich wächst. Die deutsche Fahrradfabrikation hat einen schweren Kampf zu führen, weil die hohen Zollsätze des Auslandes den Export zum Teil unterbinden, während andererseits der deutsche Einfuhrzoll kaum nennenswert ist. Bekanntlich nehmen die Vereinigten Staaten Nordamerikas 35% vom Werte, also durchschnittlich 60 M an Zoll für ein Rad, während nach dem deutschen Zollsatz bei 24 M auf 100 kg nur 3 bis 4 M Einfuhrzoll auf ein ausländisches Rad entfallen; die Folge davon ist, daß Deutschland mit billigen amerikanischen Fahrrädern überschwemmt wird, dagegen nach den Vereinigten Staaten nicht liefern kann. Deutschland muß seinen eigenen Markt der amerikanischen und englischen Konkurrenz offen und die Preise der inländischen Fabrikation empfindlich herabdrücken lassen. Während noch vor wenigen Jahren der Preis für ein gutes deutsches Rad 350 M betrug, ist der Preis heute schon auf 170 M bezw. 230 M für bessere Räder gesunken. Nur wenige allererste Marken werden im Kleinverkauf noch mit 300 M abgesetzt. Aus den obigen Gründen erscheint eine Abhilfe im Interesse unserer deutschen Fahrrad-Industrie dringend erwünscht; die Lage derselben würde schlechterdings haltlos werden, sobald der Plan der Gründung eines amerikanischen Fahrrad-Syndikats in Deutschland zur Ausführung gelangt. Da ohnehin zu erwarten steht, daß die Reichsregierung die Mac Kinley-Bill und die beabsichtigten Erhöhungen wichtiger Positionen des Zolltarifs der nordamerikanischen Union mit Zollerhöhungen für Waren amerikanischer Her-

kunft beantworten muß, erscheint die Erwartung gerechtfertigt, daß dieselbe in erster Linie den Eingangszoll auf Fahrräder so erhöhen wird, daß unserer einheimischen Fahrradindustrie, die heute bereits 25 bis 30 Tausend Arbeiter beschäftigt, der eigene Markt erhalten bleibt.

Unterhaltender Teil.

Falsche Spuren.

Criminal-Novelle von Ferdinand Hermann (Fortsetzung.)

Das Mädchen nickte ihm mit dankbarem Lächeln zu; denn er hatte ihr ein großes Silberstück in die Hand gedrückt; Paul aber schloß mit der Linken den letzten Knopf seines Ueberziehers, spitzte die Lippen zu einer leicht gepiffenen Melodie und ging gemächlich die Treppe hinab, um einen unten gerade weiter fahrenden Droschkenkutscher anzurufen, dem er das Ziel der Fahrt, den Pariser Bahnhof, nannte.

Umsonst hatte die Tochter des Apothekers auf den versprochenen Besuch des Referendars geharrt, der ihr die ersehnte Kunde von Julius Ulrich's Rechtfertigung und Befreiung bringen sollte. Der Nachmittag war vorübergegangen, und der Abend war hereingebrochen; aber noch immer hatte sie das kleine Zimmerchen hinter dem Laden nicht verlassen, durch dessen Glasthür sie jeden Eintretenden beobachten konnte. Die Hoffnung, daß Tronow noch kommen werde, hatte sie freilich bereits aufgegeben; aber es war ihr, als müsse sie irgend etwas Anderes, etwas Bedrückendes, Schmerzliches erfahren, und mit bleichem Antlitz und mit pochendem Herzen harrete sie auf ihrem Beobachtungsposten aus. Gegen neun Uhr abends rumpelte langsam eine schwerfällige Droschke durch die sonst stille Straße und machte vor dem Hause des Apothekers Halt. Gleich darauf löste die Glocke der Ladenthür, ein schlanker, elegant gekleideter junger Mann betrat die Offizin, in welcher der Apotheker allein anwesend war.

Das junge Mädchen glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als es das Gesicht des Fremden erblickte; denn von allen lebenden Menschen hatte sie wahrlich keinen so wenig erwartet, als ihn, den sie nach Tronow's Worten längst in sicherem Gewahrjam glauben mußte. War es doch kein Anderer, als der Doktor Nellinghausen, den sie gut genug kannte, um sich von vornherein sicher vor jedem Irrtum zu wissen. Ein jäher Schreck hatte bei seinem Anblick ihren Körper gelähmt. Wenn er nicht verhaftet war, wenn er frei umhergehen konnte, dann hatte sich ja auch Tronow's Vermutung — jene Vermutung, auf welcher Julius Ulrich's Rettung beruhte — als eine falsche erwiesen, dann waren ja auch alle ihre Hoffnungen mit einem einzigen Schlage wieder zertrümmert.

„Es schwirrte ihr vor den Ohren und flimmerte ihr vor den Augen, aber dennoch trieb es sie mit unwiderstehlicher Gewalt, zu erfahren, was der Doktor hier bei ihrem Vater wollte. Leise näherte sie sich der Thür und drückte ihr Gesicht so dicht an den Spalt derselben, daß ihr von dem, was im Laden vorging, nichts entgehen konnte.

Paul, der den Apotheker nicht kannte und nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß derselbe in einem gewissen Zusammenhang mit seinen eigenen Angelegenheiten stehe, bat um ein blutstillendes Mittel, da er das Unglück gehabt habe, sich gerade auf dem Wege zum Bahnhof durch einen Fall ein wenig an der Hand zu verletzen und da die an und für sich wahrscheinlich sehr geringfügige Wunde gar nicht aufhören wolle, zu bluten. Der Apotheker wünschte die Verletzung zu sehen; aber Paul bemühte sich vergebens, den durch das geronnene Blut festgehaltenen Handschuh von den Fingern zu streifen.

„Ich werde Ihnen eine Schüssel mit warmem Wasser bringen lassen,“ sagte der Apotheker und trat in das Nebenzimmer, von



dessen Thür seine Tochter zurückgewichen war. So wenig freundschaftlich auch wegen ihrer fortgesetzten Weigerung, sich dem jungen Arzt entgegenkommend zu zeigen, äußerlich das Verhältnis zwischen Vater und Kind geworden war, so stumm und verdrücklich er sonst auch an ihr vorüberging, heute erschrad er doch vor dem verstörten Aussehen des Mädchens, und die väterliche Liebe, welche durch seinen Zorn und durch seine eigene seelische Verstimmung wohl zeitweilig niedergehalten, aber nicht erstickt werden konnte, gewann wieder die Herrschaft in seinem Herzen.

„Mein Gott, Kind, was ist Dir? fragte er. Warum hältst Du Dich hier unten auf, und was ist Dir geschehen? Bist Du krank?“

Sie schüttelte den Kopf und legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm.

„Jener Mensch dort — o, mein Gott, es flimmert mir vor den Augen! Jener Mensch — ist — ein Mörder — der Mörder des Fräulein Hegemeier, und ich glaube, er hat noch Einen ermordet!“

Der Apotheker fuhr zusammen, als habe man ihm selber einen Dolchstoß verfehlt; aber die Mittheilung seiner Tochter erschreckte ihn nicht etwa, weil er ihr Glauben geschenkt hätte, sondern weil sie ihm ein Beweis dafür schien, daß ihr Verstand sich zu verwirren begann.

Da er den Herrn da draußen, welcher es sehr eilig zu haben schien, nicht lange warten lassen konnte, so suchte er die Aufregung seiner Tochter mit einem begütigenden Wort zu beschwichtigen, etwa wie man ein thörichtes Kind befähigt. Aber sie hielt ihn nur noch fester und wiederholte ihm die scheinbar so unsinnige Anschuldigung gegen den wildfremden Mann.

„Frage mich nicht, Vater, wie ich dazu komme.“ stieß sie leise und hastig hervor. „Aber glaube mir, es ist Wahrheit, volle, fürchterliche Wahrheit, und nie mehr würdest du Ruhe finden vor deinem Gewissen, wenn du ihn ungehindert wollest von dannen gehen lassen; Halte ihn zurück, ich bitte, ich beschwöre dich: überliefere ihn der Polizei!“

„Kind, was fällt dir ein?“ sagte der bestürzte Mann. „Bedenke doch, was du sprichst! Hast du denn vergessen, wer wegen jenes Mordes im Gefängnis sitzt?“

„Ob ich es vergessen habe? O nein! Aber gerade weil ich daran denken muß, immer und immer wieder daran denken muß, weil ich keinen anderen, keinen heißeren Wunsch kenne, als den diesen Unschuldigen befreit zu sehen, gerade darum beschwöre ich dich; laß den Mörder verhaften! Wenn du es nicht thun willst, beim allmächtigen Gott, ich werde mich an ihn klammern und schreien und rufen, so lange ich noch einen Atemzug in der Kehle habe. Mag er denn auch mich töten, so habe ich doch gethan, was mir mein Gewissen gebietet!“

Der Apotheker war ratlos. Er kannte den Zusammenhang all' dieser verworrenen Fäden nicht, und er konnte darum auch jene seltsame Ueberzeugung nicht begreifen, die plötzlich wie eine Offenbarung über sein Kind gekommen war. Die Bestimmtheit und die leidenschaftliche Hastigkeit ihres Ausseters blieben nicht ohne Wirkung auf ihn, aber die Ungeheuerlichkeit der Anklage mußte ihn doch wieder zu der Ansicht bringen, daß sie unter dem Druck einer lebhaften Einbildung oder in einer Fieberphantasie zu ihm spreche. Er warf einen Blick durch die Glashür zurück und sah, daß der Fremde mit einer ungeduldigen Bewegung nach seinem Gute griff, um sich zu entfernen. Da überkam ihn die Angst, daß seine Tochter ihre Drohung verwirklichen und in der That eine skandalöse Szene herbeiführen könnte, und mit all' der Geistesgegenwart, deren der nicht sehr energische Mann überhaupt fähig war, raunte er ihr zu: „Es ist gut! Auf Deine Verantwortung hin will ich Deinen Wunsch erfüllen! Ich werde ihn der Polizei übergeben, wenn Du mir versprichst auf Dein Zimmer zu gehen und dich dort ganz ruhig zu verhalten. Vergleichen ist nichts für ein junges Mädchen!“

Er drückte ihr die Hand und kehrte in den Laden zurück. Sie aber schaute ihm mit finster

zusammengezogenen Brauen und glühenden Augen nach, denn sie hatte aus dem Ton seiner Worte gut genug erkannt, daß es ihm nicht ernst sei um sein Versprechen und daß es ihm nur darum zu thun sei, sie zu entfernen. Sie sah, wie dienstfertig er dem Doktor, welcher selbstverständlich von ihrem Gespräch keine Ahnung haben konnte, das Wasser zurecht machte, mit dessen Hilfe er den Handschuh von der verwundeten Hand lösen sollte und für einen Moment hatte es den Anschein, als wolle sie wirklich die Thür aufreißen und in die Offizin stürzen, aber sie besann sich doch eines Anderen, und, ein leichtes Tuch über ihre Schultern werfend, eilte sie aus dem Zimmer und dann — vom Laden aus unbemerkt, über den Hausflur hinaus auf die Straße. —

Unterdessen war es dem Apotheker mit vieler Mühe, und nicht ohne daß Paul einige ärgerliche Schmerzenslaute ausgestoßen hätte, geglückt, die Hand des Doktors zu entlösen. Als das geronnene Blut entfernt war, zeigte sich, daß die Verletzung keineswegs ganz unerheblich sei und eines regelrechten Verbandes bedürfen würde. Der Apotheker riet darum dem ihm unbekanntem Herrn, sich lieber an einen Arzt zu wenden, aber davon wollte Paul durchaus nichts hören.

„So viele Umstände wegen einer solchen Lappalie!“ brummte er ärgerlich. „Soll ich etwa darum den Zug versäumen und eine wichtige Geschäftsreise aufschieben? Die ganze Sache ist nicht der Rede wert und ich hoffe doch, daß Sie im Stande sein werden, mir etwas Blutstillendes zu geben und mir einen einfachen Weinwandstreifen um die Finger zu wickeln.“

Das Benehmen des Mannes kam dem Apotheker nun doch etwas unstat und auffällig vor; auch hatte er erkannt, daß die tiefe Schnittwunde mit ihren scharfen glatten Rändern unumgänglich von einem Falle herrühren konnte, und wenn er auch noch immer weit entfernt war, dem abenteuerlichen Verdacht seiner Tochter Glauben zu schenken, so versagte er sich's doch nicht, während er einen leichten Notverband anlegte, dieser letzteren Ansicht in bescheidener Form Ausdruck zu geben.

Er erschrad fast über die ungestüme Heftigkeit, mit welcher Paul seine Zweifel zurückwies und sich überhaupt alle ferneren Mutmaßungen verbat.

„Ich denke doch, daß Ihnen diejenigen Erklärungen genügen müssen, mein Herr“, sagte er schroff, „welche ich für gut finde, Ihnen zu geben! Ich werde Sie für Ihre Mithewaltung bezahlen, und damit sind unsere Beziehungen erledigt!“

Er hatte das letzte Worte noch nicht ausgesprochen, als die Ladenthür aufging und hinter jenem Rücken eine weibliche Stimme mit beinahe gellend lautem Klange rief:

„Das ist er! Das ist — der Mörder!“
Und als der Doktor jäh herumfuhr, fiel sein Blick auf die blinkende Helmspitze eines Konstablers, der etwas zögernd und unsicher hinter der Tochter des Apothekers in den Laden getreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Juni ist der düst- und blütenreichste Monat des Jahres. Er bringt uns reichen Ertrag dafür, was der zwar vielbesungene und hochgepriesene, aber oft noch recht unangenehm läßt Wonnemonat Mai versäumte. Im Juni entfaltet sich die Farbenpracht unserer Gärten in höchster Vollendung. Die weiße Lilie, das Sinnbild der Unschuld, die anmutige Rose, der Blumen Königin, und viele andere der schönsten Kinder Floras öffnen ihre Kelche dem Blicke der Sonne. Da steht die unbeweglich vornehme, aus dem fernen Persien gebürtige, erst im 16. Jahrhundert in Deutschland eingewanderte Rokostanie mit ihrer mächtigen Blätterkuppel. „An grünem Randelaber hat sie die Blumen gelb und rot als Kerzen aufgesteckt; der Regen will sie löschen, doch zu schönem Glanze hat er sie aufgeweckt.“ Der türkische Flieder senkt allmählich seine roten und weißen Blütenpyramiden ermattet nieder und bedeckt den grünen Rasen mit einem Mosaik von Blütensternchen. Vom

giftigen Goldregen triefen die schweren gelben Blütentrauben herab und aus andern vornehmen Sträuchern, die dem im Volksglauben eine hervorragende Rolle spielenden schwarzen Hollunder- oder Holderbusche verwandt sind, schwellen weiße Schneeballen hervor. Die Weißdornbüsche haben sich in stark duftende weiße und rosenrote Schimmer gehüllt. Mit dem Blütenkleide angethan, gehören sie unstreitig zu unsern schönsten Holzpflanzen. Schon im Altertum wurden sie in Griechenland und Rom hochverehrt. Sie waren der Liebe und der Ehe geheiligt. Brautleute trugen Weißdornzweige zu dem Orte, an dem sie sich eheliche Treue gelobten, die Angehörigen folgten mit Fackeln aus demselben Holz. Eine Sage erzählt, daß Joseph von Arimathia als Heldenbekehrer mitten im strengen Winter nach England gekommen sei. Hier habe er seinen Wanderstab, der aus Weißdornholz geschnitten war, in die Erde gesteckt, und siehe da, er trieb Blätter und Blüten. Er wurde den Eingeborenen zu einem sichtbaren Beweise der göttlichen Wahrheit der neuen Lehre. Der Wetterglaube meint mit Hilfe der Weißdornblüten den Charakter des kommenden Winters vorausbestimmen zu können. Je üppiger sie sich entfalten, desto weicher werden die weißen Schneeflocken herniedererschweben.

(Sprechende Lokomotiven.) Es handelt sich dabei um eine Lokomotive, die statt der ohrenzerreißenden Töne besser artikulierte Laute von sich geben wird, und zwar auf Grund von phonographischen Einrichtungen. Die ersten Versuche in New-York scheinen vortrefflich ausgefallen zu sein. Die „sprechende“ Lokomotive rief von selbst in ziemlich deutlichen englischen Silben: „Halt“ — „Abfahren“ — „Einfahren“ — „Hindernis“ — „Einstiegen“ und andere kurze technische Bemerkungen. Die Töne werden mit der Dampfpeife erzeugt und nur durch den dort angebrachten Phonographen modifiziert. Allerdings ist es noch ein allererster Versuch, doch man sieht den Zeitpunkt nahen, da Dampfmaschinen alle erforderlichen Warnungssignale in deutlicher Sprache werden geben können. — Großartig, wirklich großartig; wenn diese Nachricht nur nicht aus Amerika käme!

(Die Drehbank Ludwigs XVI.) In einem Auktionslokale in Paris ist leztlich eine Drehbank, die dem König Ludwig XVI gehört hatte, der sich bekanntlich viel mit Schlosser- u. Drechslerarbeiten beschäftigte, versteigert worden. Das Gerät war aus Mahagoniholz und mit vergoldeten und ziselirten Kupferzieraten geschmückt. Trotz seines hohen materiellen und bedeutenden historischen Wertes wurde es für nur 50 Frs. losgeschlagen.

(Eine gute, billige Fußbodenwische) gewinnt man aus gelbem Bienenwachs und Terpentinöl. Das Wachs wird in kleine Stüchchen zerschnitten, in einen Kessel gethan und darüber Terpentinöl gefüllt und zwar so viel, daß das Öl einige Centimeter hoch über dem Wachs steht. Das Ganze läßt man 12 Stunden stehen und bei gelinder Wärme (nicht über hellem Feuer) sich auflösen.

(Auch ein Wunder.) Worum sagt man: „Im wunderschönen Monat Mai“? — Weil es ein Wunder ist, wenn er schön ist.

(Der Kaffee-Kenner.) Fremder: „Donnerwetter, schmeckt das Zeug nach Bichorie!“
Wirt: „Dadervor is Sie's ja ooch Gaffee!“

(Kindermund.): „Wenn deine Mutter dreizehn Eier in einen Korb giebt und du legst zwei dazu, wieviel sind es?“ — Schüler (verlegen): Ich — ich kann keine Eier legen.

Auflösung des Sißenträtsels in Nr. 86.
„Bernigerode.“
Brantwerber
Union
Amtsgericht
Seroße
Adele

